



Nicolaus Maas.

(Beschluss.)

2.

„Ich würde,“ fuhr Maas fort, „niederträchtig und undankbar gewesen sein, wenn ich mich meines Wohltäters nicht würdig gezeigt hätte. Nachdem ich über das Befinden meiner Mutter beruhiget war, ging ich an die Arbeit und malte das Portrait eines auffallend schönen Mädchens in meiner Nachbarschaft. Dieses Portrait stellte ich, wie es in England Sitte ist, aus, aber es nützte mir nichts, Niemand fand sich ein, sich von mir malen zu lassen, und ich war nahe daran, wieder in Muthlosigkeit zu versinken, als ich eines Tages den Herrn, dem ich so großen Dank schuldig war, bei mir erscheinen sah.

„Ihr seid mein Schuldner,“ sagte er zu mir, „und ich will Euch das Mittel geben, Euere Schuld zu tilgen; malt mein Portrait.“

„Ich brauche nicht zu sagen, mit welchem Eifer ich an die Arbeit ging und wie sorgfältig ich sie ausführte. Als nach etwa vierzehn Tagen das Portrait beendigt war, fragte ich meinen unbekanntenen Beschützer, wohin ich es bringen sollte.

„Ich werde es holen lassen,“ antwortete er mir.

„Noch denselben Abend kam wirklich ein Diener in Livrée und holte das Gemälde ab, ohne mir den Namen seines Herrn nennen zu wollen. Am zweiten Tage darauf erschienen die reichsten und berühmtesten Herren vom Hofe bei mir, um sich von mir malen zu lassen, und ich erwarb mir bald ein ansehnliches Vermögen.

„Der Graf von Stradford, der damals bei dem Könige alles vermochte, wollte sich von mir ebenfalls malen lassen und da er sich sehr freundlich und wohlwollend gegen mich bewies, wagte ich, ihn um seine Verwendung dafür zu bitten, daß ich auch den König malen dürfe. Er lächelte und sagte, ich möge den nächsten Tag in den Palast kommen. Denke Dir mein Staunen, Düveke, als ich in Sr. Maj. Karl I. den Herrn erkannte, dem ich die Rettung meiner Mutter, mein eigenes Leben und mein Vermögen verdankte! Ich sank zu den Füßen des Königs nieder, der mich gütig aufhob und mich zu seinem Hofmaler ernannte.

„Nach einem achtjährigen Aufenthalt in England wollte meine Mutter, bevor sie fürbe, Antwerpen, ihre Geburtsstadt,

wiedersehen und ich mußte diesem Wunsche nachgeben. Ich verließ demnach London und begab mich nach Antwerpen, der Stadt, in welcher mich die Liebe zu Dir und unsere Verheirathung zurückgehalten hat. Ach, während ich hier bei Dir und meinem Kinde glücklich, ganz der Kunst lebte und mich nicht um die politischen Ereignisse kümmerte, sind schreckliche Dinge geschehen, wie mir John Standish erzählt hat. Der König Karl I. ist der Gefangene seiner Unterthanen, die sich gegen ihn empört haben und die ihm sogar den Prozeß machen wollen.“

„Ich verstehe Dich, mein guter treuer Mann,“ unterbrach ihn Düveke, indem sie die Thränen abtrocknete. „Sehe, ich halte Dich nicht. Dein Vermögen und Dein Leben gehören Deinem Wohltäter. Sieh ihm beides hin, wenn es sein muß. Gott wird Dich segnen und mein Gebet wird Dir überall hin folgen.“

„Ich danke Dir, Düveke, für Deinen Muth und Deine edele Gesinnung; ich danke Dir für die Kraft, die Du mir giebst.“

Sie umarmten einander und drei Tage nachher stiegen Nicolaus Maas und John Standish in dem Hafen von London an's Land.

Während der treue Niederländer irgend ein Mittel zu erfinden suchte, um seinen Wohltäter zu retten, bemühte sich die Königin, Henriette von England, die sich nach Frankreich geflüchtet hatte, Hilfe für ihren Gemahl zu erlangen, aber alle ihre Anstrengungen blieben vergeblich. Niemand hörte auf ihre Bitten, denn auch Frankreich war durch Bürgerkrieg zerissen. Bald belagerte das königliche Heer die Frondeurs in Paris selbst und diese schämten sich nicht, gegen die geflüchtete Königin sich zu wenden, welche unter ihnen, im Louvre, wohnte. Eines Morgens wurde die Tochter Heinrichs IV. von dem Pöbel beschimpft; man warf die Fensterscheiben ihrer Wohnung ein, und von allen Seiten drang beleidigendes Geschrei zu ihren Ohren. Einige stürzten sich sogar in den Louvre selbst hinein und Gott weiß, wie weit sie in ihrer blinden Wuth gegangen wären, wenn nicht ein Fremder, der mit ihnen gekommen, ihnen den Weg vertretet und ihnen so energische Vorstellungen gemacht hätte, daß sie sich ihres unwürdigen Benehmens schämten und sich zurückzogen.

Dieser Fremde war kein Anderer als Nicolaus Maas und er begab sich nun zu der Königin, die sich allein in einem ungeheizten Zimmer befand, ihre kleine Tochter auf den Knien hatte und dieselbe zu erwärmen suchte. Ihr Sohn Karl stand mit dem kleinen Degen in der Hand neben ihr und wollte sie vertheidigen. Nicolaus Maas kniete vor der Königin nieder und begrüßte sie in englischer Sprache.

„Ihr seid ein Engländer!“ rief die Königin aus, „und kommt vielleicht aus England; sagt mir, wie es mit dem Könige steht. Seit vierzehn Tagen habe ich keine Nachricht von ihm erhalten; ich bin gefangen in Paris, verlassen von dem französischen Hofe und Niemand erbarmt sich meiner.“

„Ich komme aus England,“ sagte Nicolaus Maas mit schwacher, trauriger Stimme.

„So sagt mir schnell, wie es dem Könige ergeht.“

Der Maler blickte traurig zum Himmel empor und begann das Gebet für die Todten zu sprechen. Die Königin erleichte und drückte heftig ihre Kinder an ihre Brust.

„Ewige Schmach dem Lande, das seinen König morden kann!“ rief sie aus.

„Der König ist todt und hat seinen Feinden verziehen,“ sprach der Maler.

Die Königin stand auf, ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab und sank dann wieder auf ihren Sessel. Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen.

„Ich habe Alles gethan, was ich vermochte, um den König zu retten,“ sagte Maas nach einer langen Pause; „ich und mehrere Freunde wagten mehrmals, leider vergebens, unser Leben. Ich gewann nichts dadurch, als ein Wort des Abschieds von dem Könige und ein Wort der Liebe für Ew. Majestät.“

Acht Tage lang schwebte die Königin zwischen Leben und Tod, wie Madame v. Motteville in ihren Memoiren geschrieben hat. Nicolaus Maas verließ die unglückliche Fürstin keinen Augenblick. Er theilte als treuer und verständiger Diener ihre Schmerzen, und wußte die Schärfe derselben dadurch zu mildern, daß er mit der unglücklichen Gattin fortwährend von ihren Mutterpflichten sprach. Durch diesen tröstenden und ermahnenden Zuspruch des Mannes, der so große Hingebung für Karl I. gezeigt, und muthvoll bis zum letzten Augenblicke desselben sein Leben auf das Spiel gesetzt hatte, um wo möglich den König zu retten, richtete sich die gebeugte Königin allmählig wieder auf und ertrug als Christin die schweren Prüfungen, die ihr auferlegt waren. Uebrigens mußte sie bald daran denken, ihre Kinder der Kälte und dem Hunger zu entziehen, denn ihre Hilfsquellen waren versiegt, und die Regentin Anna von Oesterreich, die sich mit Ludwig XIII. nach St. Germain geflüchtet hatte, vergaß in ihrer eigenen Noth die Noth der Königin von England. Die Hungersnoth, die einen Theil von Frankreich und namentlich Paris heimsuchte, drang bis in den Louvre und erreichte auch die Frau, die früher auf einem der größten und schönsten Throne der Welt gesessen hatte. Die Königin, ihre Kinder und zwei oder drei Diener, die bei ihr

ausgehalten hatten, hatten buchstäblich weder Holz noch Brod. Der Cardinal von Reg hat in seinen Denkwürdigkeiten durch einige wenige Worte ihre grausame Lage geschildert. „Die Nachwelt,“ sagt er, „wird kaum glauben können, daß die Tochter Heinrichs IV. nicht so viel Holz besaß, um ein Zimmer im Louvre heizen lassen und aus dem Bette aufstehen zu können.“

Henriette von England, die, wäre sie allein gewesen, lieber gestorben sein würde, ehe sie die Hand nach Almosen ausstreckte, sah sich, wie sie selbst sagt, genöthigt, das Parlament um ein Almosen anzugehen, damit sie nur leben könnte. Das Parlament verschob die Antwort und es verging ein ganzer Tag, in welchem die Kinder Karls I. weinend ihre Mutter um Brod baten, die den Tag vorher selbst ihre Kleidungsstücke verkauft hatte, um dafür ihren Kindern Brod zu kaufen. In dieser Lage befand sich die Königin von England, als eines Abends Nicolaus Maas fröhlich zu ihr trat und eine Summe von etwa zehntausend Thalern in Gold zu ihren Füßen legte. Er war von einer jungen Frau begleitet, die ein Kind auf dem Arme trug.

„Das ist,“ sagte er, indem er die Frau der Königin vorstellte, „die weiße Taube, die uns den grünen Zweig der Hoffnung und das Trostes bringt.“

Die Wittve Karls I. brach in Thränen aus.

„Nein,“ sagte sie, „nein. Ich werde diesen höchsten Beweis der Aufopferung nicht annehmen, und nicht zugeben, daß ein treuer Diener sein ganzes Vermögen mir zum Opfer bringe.“

„Ew. Majestät irren,“ antwortete der Niederländer mit einer Gelassenheit, welche die Königin täuschte; „ich würde mit Freuden mein Haus verkaufen, um der Wittve des Monarchen beizustehen, dem ich meine Habe und mein Leben verdanke; aber so weit sind wir noch nicht. Ich habe dieses Geld aus England erhalten. Ein treuer Diener Ew. Majestät überbrachte es meiner Frau Düveke, die sogleich aufbrach und glücklich nach Paris hereinkam.“

Er wußte dieser edelsinnigen Lüge so sehr den Schein der Wahrheit zu geben, daß die Königin die zehntausend Thaler annahm. Nicolaus Maas empfand darüber eine Freude, die keine Feder zu beschreiben vermag. Als Henriette sich entfernt hatte, schloß er Düveke in seine Arme und sagte weinend vor Freude:

„Der Herr vergelte es Dir in einem besseren Leben, liebe Frau, daß Du meine Gedanken so wohl errathen und ausgeführt hast!“

„Ich zögerte keinen Augenblick,“ antwortete sie, „und verkaufte Alles, Deine Gemälde, unser Silbergeschirr, selbst unser Haus, dann kam ich selbst, um der Königin Alles zu überbringen. Gott wird unser Kind schützen!“ setzte sie hinzu, indem sie den kleinen Knaben küßte, den sie auf dem Arme trug.

Während die beiden Gatten sich gänzlich ihrer Freude überließen, wieder vereinigt zu sein, und namentlich die Pflichten der Dankbarkeit so edelmüthig erfüllt zu haben, erhob sich vor dem Louvre ein gewaltiges Geschrei. Der Pöbel erschien von Neuem, um die Königin von England zu schmähen, weil sie

sich geweigert hatte, die Sache der Regentin und Ludwigs XIII. zu verrathen.

„Ew. Majestät,“ sagte Nicolaus Maas, „wir müssen diesen Tumult benutzen, um den Louvre zu verlassen, in welchem Ihr nicht mehr sicher seid, und nach Chaillot zu gelangen, wo Euch, wie Ihr wißt, ein Zufluchtsort erwartet.“

„Aber wie soll ich dahin gelangen, wie aus Paris hinauskommen?“

„Die Belagerten wie die Belagernden lassen Leute aus dem Volke unaufgehalten hinaus und hinein. Eine Verkleidung wird Eure Flucht leicht machen. Nehmt den Anzug meiner Frau. John, der ein treuer Diener ist, wird Euch begleiten und schützen. Während ich die Wüthenden aufhalte, gelangt Ihr nach Chaillot.“

„Aber Ihr?“

„Ich, Majestät,“ antwortete er, „habe auch meinen Plan,“ und er wechselte einen Blick mit Düveke, die ihn verstand und entgegnete:

„Ich bitte Ew. Majestät nur um eine Gnade, daß Ihr nämlich mein Kind mit Euch nehmt, und seine Beschützerin werdet.“

„Welche Gefahr drohet Euch?“ fragte Henriette, „ich will Euch Gefahren nicht aussetzen, die nur mir gelten.“

„Kann Ew. Majestät glauben, daß ich meine Frau Gefahren aussetzen werde?“ fragte Nicolaus Maas mit seiner gewöhnlichen kaltblütigen Ruhe. „Folget meinem Rathe und begehrt Euch nach Chaillot. Das Uebrige überlaßt mir.“

Die Königin gab nach, und einige Augenblicke nachher verließ sie in dem Anzuge der Düveke den Louvre und gelangte so glücklich aus Paris hinaus. Während dieser Zeit öffnete Maas, nachdem er die Volksmenge lange zurückzuhalten versucht hatte, die Thore des Louvre; die Wüthenden stürzten sich in die Zimmer der Königin und bemächtigten sich der Frau, die im Trauerkleide und in einen Mantel gehüllt dasaß. Sie wollten sie mit sich fortführen, als John wieder erschien und dem Nicolaus Maas einen Wink gab. Der Maler, der die Königin gerettet wußte, eilte auf seine Frau zu und rief aus:

„Frau, was machst Du da? Siehst Du nicht, daß diese braven Leute sich irren, und Dich für die Königin halten? Sie wissen nicht, daß Henriette von England geflohen ist.“

„Die Frau hat uns hintergangen; sie muß dafür gestraft werden!“ rief man von allen Seiten.

„Meine Frau ist eben aus den Niederlanden angekommen und versteht kein Wort Französisch, sie wußte also auch nicht, warum Ihr sie umringtet, und was Ihr wolltet.“

„Ihr seid Diener der Engländerin. Ihr betrügt uns.“

„Wenn Ihr an meinen Worten zweifelt, so bringt uns in das Parlement. Ihr werdet Euch dort überzeugen können, daß ich die Wahrheit gesagt habe.“

Die Kaltblütigkeit des Nicolaus Maas täuschte die Wüthenden; sie ließen die Frau los, glaubten ihm, und machten sich auf den Weg nach dem Parlemeute. Eine Stunde später

befanden sich Nicolaus Maas und Düveke außer Gefahr bei der Königin und ihrem Kinde.

Als Henriette von England in Chaillot das Kloster gestiftet und der Friede den Unruhen in Frankreich ein Ende gemacht hatte, kehrte Nicolaus Maas nach Antwerpen zurück, wo sein bewundernswürdiges Talent als Portraitmaler ihn bald wieder ein eben so großes Vermögen verschaffte, als er für die Wittve des Königs, seines Wohlthäters, geopfert hatte. In dieses Vermögen wurde so groß, daß er später das Amt eines Bürgermeisters von Antwerpen annehmen konnte.

Die Marshallin Brune.

Ein selbst in Frankreich jetzt sehr seltenes kleines Buch, das sich übrigens durch nichts besonders auszeichnet, ist die *Voyage pittoresque et sentimental dans plusieurs des provinces Occidentales de la France*, die in Paris im Jahre 1788 erschien. Der Verfasser dieser Schrift war ein sehr schöner junger Mann, Guillaume Brune, der tiefes Gefühl mit scharfem Verstande vereinigte, der Sohn eines berühmten Advokaten in Brives. Er hatte seinen Vater frühzeitig verloren, war von seiner frommen Mutter erzogen worden und suchte zuerst sein Glück in der Literatur zu machen. Seine Hoffnungen täuschten ihn aber und als er sein geringes Vermögen bei der Herausgabe seiner ersten Schrift erschöpft hatte, die Niemand kaufte, mußte er auf andere Weise seinen Lebensunterhalt sich zu erwerben suchen. Er trat als Setzer in eine Buchdruckerei, wie vor ihm Franklin und nach ihm Béranger und von Balzac. So setzte er zwei Jahre lang fleißig die Schriften Anderer, bis die Lust selbst zu schreiben in ihm wieder die Oberherrschaft gewann. Er nahm alle seine Ersparnisse zusammen, kaufte eine kleine Buchdruckerei und fing an das *Journal de la Cour et de la Ville* herauszugeben, ein Blättchen in 8., das jeden Morgen erschien und mit Geist und Eifer die Sache der Aristocratie vertheidigte. Es fand vielen Beifall und brachte seinem Besitzer bedeutenden Gewinn.

Auch als er reich geworden, änderte Brune sein regelmäßiges Leben nicht; er arbeitete stets den Tag über unter seinen Setzern und Druckern und seine einzige Erholung bestand darin, daß er gegen Abend an der Seine spazieren ging, um zugleich über neue Artikel für sein Journal nachzudenken.

Eines Abends ging er wie gewöhnlich am Flusse hin und er hörte dies Mal unter einem Bogen der Brücke St. Michel eine frische Stimme. Er blieb stehen, denn diese Stimme hatte eine wunderbare Reinheit und Frische, so wie einen ungewöhnlichen Umfang, ungerechnet, daß das Liedchen, welches das Mädchen so ausdrucksvoll sang, von Guillaume Brune war.

Er bückte sich über das Geländer der Brücke und im Scheine des Mondes, der gerade hinter einer Wolke hervorzutreten schien, um den Wunsch des Neugierigen zu befriedigen, bemerkte er ein Mädchen mit bloßen Armen, die Wäsche im Flusse wusch.

Er blieb stehen, bis die schlanke Wäscherin ihre Arbeit beendet hatte, wohlgemuth den Korb mit der feuchten Wäsche nahm und nach einer der ärmlichen dunkeln Straßen in der Nähe hinging.

Am andern Tage ging Guillaume zwei ganze Stunden lang auf der Brücke spazieren, um wo möglich die Sängerin wieder zu sehen, aber sie kam nicht.

Er kehrte verstimmt zurück.

Es vergingen vier Tage und jeden Abend fand er sich auf der Brücke ein, ohne glücklicher zu sein. Endlich, als er eben mißmuthig umkehren wollte, vernahm er plötzlich die liebliche Stimme; sie sang wieder dasselbe Lied und Guillaume sah das Mädchen herankommen, den Korb auf dem Kopfe, die Arme auf die Hüften gestützt, in der graziosen Haltung, welche die Frauen im Süden anzunehmen wissen.

Am Ufer legte sie ihre Last ab und ging rasch und gewandt an die Arbeit. Guillaume konnte dies Mal die Schönheit des blonden Haares der Unbekannten, die Feinheit ihrer Züge, den schelmischen Ausdruck, der um den kleinen Mund lag, den Reiz der großen blauen Augen, den schlanken Wuchs und die zierliche Form ihrer Hände bemerken, die der schönsten antiken Statue Ehre gemacht haben würden. Er erkannte, da er sich ganz in der Nähe versteckt hatte, selbst die leichte Röthe ihrer Wange.

Drei Monate lang suchte Guillaume dieses unschuldige und wie er glaubte gefahrlose Vergnügen. Aber da kam der Winter, der das schöne Mädchen fern von dem Flusse hielt.

Guillaume verfiel in die ärgste Langeweile, und obwohl er über die Kinderei, wie er es nannte, lachte, so bemerkten seine Freunde doch, daß er von Tage zu Tage sich abzehrte und bleicher wurde. Auf alle Fragen über die Ursache seiner Traurigkeit antwortete er durch Abläugnen derselben.

Eines Sonntags früh ging Guillaume in dem Stadttheile spazieren, den das Mädchen vom Flusse seiner Vermuthung nach bewohnen mußte, und er sah sie wirklich im Sonntagspuke ganz in seiner Nähe vorüberkommen. Wie sehr das Herz ihm klopfte, wird sich der Leser selbst denken können, und ich brauche nur zu erwähnen, daß er ihr von weitem folgte. Das Mädchen begab sich in die Kirche, kniete vor einer der Seitenkapellen nieder und hörte die Messe mit Andacht. Als sie die Kirche verließ, folgte ihr Guillaume wiederum. Sie bemerkte diesmal, daß ihr Jemand nachgehe, denn eine hohe Röthe übersflog ihr Gesicht, und sie lief so schnell als möglich. So kam sie bald an ein Haus von ärmlichem Aussehen und trat in die dunkle Hausflur desselben hinein.

Guillaume kehrte diesmal minder traurig als gewöhnlich in seine Wohnung zurück, da er doch nun wenigstens wußte, wo seine Unbekannte wohnte, und als er sich noch einmal nach dem Häuschen umsah, bemerkte er, wie an einem Fenster im vierten Stocke der Vorhang vorsichtig bei Seite geschoben wurde, und ein Auge hinunter auf die Straße schielte. An

dem schnellen Schlage seines Herzens erkannte er die, welche so lange schon seine Gedanken beschäftigte.

Wenige Tage nachher erfuhr das junge Mädchen, daß das kleine Zimmer im vierten Stocke des Hauses, dem ihrigen gegenüber, an einen Schriftsetzer vermietet worden sei. Derselbe ging sehr früh am Tage aus, kam stets spät in der Nacht nach Hause und schien ein sehr fleißiger ordentlicher Mann zu sein.

Eines Sonntags früh begegnete das junge Mädchen, als sie aus ihrem Stübchen trat, dem neuen Nachbar, der sie sehr artig und freundlich grüßte. Sie wurde über und über roth und sehr verlegen, als sie in ihm den jungen Mann erkannte, welcher ihr einst aus der Kirche nachgegangen war.

Nach dieser Entdeckung nahm sie sich vor, ihr Stübchen nie wieder zu verlassen, bevor sie nicht durch das Schlüsselloch gesehen und sich überzeugt habe, daß der Nachbar nicht da sei. Trotz dieser Vorsicht und wie leise und geräuschlos sie auch den Schlüssel in dem Schlosse umdrehte, trat sie doch kaum aus ihrer Thür heraus, als gewöhnlich auch der Nachbar erschien. Sie konnte demnach seinen Gruß nicht vermeiden und sie mußte ihn natürlich auch erwidern.

Eines Morgens, als Guillaume sein Stübchen verließ und die Treppe hinuntergehen wollte, glitt er auf den durch die Feuchtigkeit schlüpfrig gewordenen Stufen aus; er fiel und so unglücklich, daß man ihn besinnungslos, mit einer großen Wunde am Kopfe, aufheben mußte. Man brachte ihn wieder in sein Stübchen zurück, ließ einen Wundarzt holen und berathschlagte sodann, ob es nicht zweckmäßiger sei, ihn in ein Hospital zu bringen, da das ärmliche Geräthe in dem Stübchen anzudeuten schien, daß der Verunglückte sich in ziemlich traurigen Umständen befinde. Aber selbst die Armen fürchten sich vor dem Worte: Hospital. Das junge Mädchen, die Nachbarin Guillaume's, erklärte deshalb ohne Zögern, daß sie gern die Kosten bestreiten würde, welche die Krankheit ihres Nachbarn veranlassen könnte. Das edele Beispiel fand bald Nachahmer und die armen Leute, die in dem Hause wohnten, erboten sich sämmtlich, einen Theil der Kosten mit zu übernehmen.

Nach etwa einer Woche erhielt Guillaume, der von seinen Freunden in Verzweiflung gesucht wurde, sein Bewußtsein wieder, und das Fieber, dessen Opfer er so lange gewesen, verließ ihn allmählig. Er glaubte zu träumen, als er die schöne Nachbarin an seinem Bette sitzen sah, die den Finger auf den Mund legte, um ihm das Sprechen zu verbieten, und ihm einen Trank an die Lippen hielt, während sie sanft mit ihrer Hand seinen Kopf stützte. Bald erfuhr und errieth er Alles und sein feuchter Blick richtete sich mit inniger Dankbarkeit gen Himmel.

(Fortsetzung folgt.)